

# Wenn Mutti früh zu Hause bleibt

TLZ-Familienzeit: Warum sich Eltern bewusst dafür entscheiden, ihre Kinder nicht in den Kindergarten zu bringen und von Fremden betreuen zu lassen

VON SYBILLE GÖBEL

**WEIMAR.** Es ist ja nicht so, dass sie es nicht versucht hätte: Als der ältere ihrer beiden Söhne zwei Jahre alt war, brachte ihn die Weimarerin Julia Henricke zum ersten Mal in den Kindergarten. Ein paar Monate lief das dann mehr schlecht als recht. Deshalb nahm ihn die junge Mutter bald wieder aus der Kita und versuchte es mit der Fremdbetreuung erst wieder, als der Kleine drei wurde. „Aber wir haben gemerkt, dass ihm das nicht gut tat“, sagt Julia Henricke. „Er hat immer mehr abgebaut, war wie aufgezogen und total überdreht. Deshalb haben wir beschlossen, dass wir das ganz locker halten und er nicht hingehen muss, wenn er nicht hingehen will.“

„Ein ‚Du musst!‘ gibt es bei uns nicht“

Auch ihren zweiten Sohn, jetzt zweidreiviertel Jahre alt, bringt Julia Henricke nicht in den Kindergarten. Sie hat sich inzwischen frei gemacht von der Erwartung, die vor allem an Mütter herangetragen wird. Frei gemacht von dem Druck, möglichst schnell nach der Geburt ins Berufsleben zurückzukehren und auch mit Kindern so zu arbeiten, als sei nichts gewesen. Anstatt ihre beiden Jungs jetzt morgens anzutreiben, damit sie schnell aus dem Bett und in den Kindergarten kommen, lässt Julia Henricke ihre Kinder ausschlafen, frühstückt dann in Ruhe mit ihnen und gestaltet den Tag so, wie es den Bedürfnissen ihrer Söhne am ehesten entspricht. „Ein ‚Du musst!‘ gibt es bei uns nicht“, sagt sie.

Die junge Weimarerin ist durchaus nicht die einzige, die ihre Kinder bis zur Einschulung selbst betreuen will. Auch Claudia Aschmoneit hat sich dafür entschieden, ihre Kinder „kindergartenfrei“ aufwachsen zu lassen. Denn auch ihrem „großen“ Sohn, der jetzt fast fünf ist, war der Trubel im Kindergarten entschieden zu viel, als er die Kita mit drei Jahren zum ersten Mal besuchte. Deshalb blieb der Kleine zuhause – bei der Mama und seinem zwei Jahre jüngeren Geschwisterchen. Und auch wenn Claudia Aschmoneit in diesen Tagen zum dritten Mal Mama wird, denkt sie nicht daran, ihren beiden „Großen“ in die Kita zu zwingen.

Julia Wittor nickt. Sie teilt diese Ansicht. Die Politikwissenschaftlerin, Mutter von zwei Kindern, hatte vor der Geburt ihrer inzwischen vier Jahre alten Tochter zunächst auch ganz rational geplant, das Kind mit zwei Jahren in die Kita zu geben und wieder arbeiten zu gehen. Doch



Selbstbetreuung aus Überzeugung: Die Weimarerinnen Claudia Aschmoneit, Julia Henricke und Julia Wittor (von links) haben sich dafür entschieden, ihre Kinder nicht in den Kindergarten zu bringen. Das muss kein Modell für alle sein, finden sie. Aber eines, das als gleichberechtigt akzeptiert werden sollte. Foto: Sibylle Göbel

ihre Kinder wiesen ihr einen anderen Weg: Die Tochter, die ohnehin eine lange Eingewöhnungsphase im Kindergarten brauchte, besuchte zwar knapp ein Jahr halbtags die Kita. Doch schon damals spürten ihre Eltern, dass das Mädchen nicht gern in die Kita ging. Dass es viel Nähe und Sicherheit brauchte, um sich wohl zu fühlen, dass es oft weinte, wenn Mama und Papa nicht da waren. „Als dann auch mein Sohn geboren und die erste Babyphase vorbei war, ging auch mein Mann in Elternzeit und wir verbrachten als Familie zwei Monate in Kroatien. Meine Tochter hat dort überhaupt nichts vermisst. Deshalb haben wir danach entschieden, dass sie nicht mehr in die Kita muss.“

Den Eltern und Kindern geht es gut mit dieser Lösung, versichert Julia Wittor. Die Zweifachmama ärgert es, dass andere sie oft mitleidig anschauen, wenn sie sagt, dass sie derzeit „nur“ Hausfrau und Mutter ist: „Wer schon einmal zwei kleine Kinder den ganzen Tag betreut hat, der weiß, wie anstrengend das



ist. Und merkwürdig: Wenn Erzieher in der Kita Kinder betreuen, zählt das als Arbeit, betreut man seine Kinder zuhause, ist es offenbar keine.“ Oft werde man sogar als „faul“ abgestempelt, wenn man sich – statt arbeiten zu gehen – lieber seinen Kindern widme.

Seit sich die drei Mütter kennen und sich mit anderen gleichgesinnten Eltern regelmäßig treffen und austauschen, wissen sie jedoch, dass es noch mehr Eltern gibt, die sich bewusst für dieses Modell entschieden haben: „Man muss sich nicht mehr andauernd rechtfertigen und erklären“, freut sich Julia Wittor. „Wir haben ähnliche Ansich-

ten.“ Sie und ihre Freundinnen wünschen sich nichts mehr, als dass ihr Familien- und Betreuungsmodell als eines von vielen akzeptiert würde. Nicht als ein Weg, den alle gehen müssen. Aber als einer, den man wählen kann, wenn sich das für alle Familienmitglieder stimmig anfühlt. Und freilich auch, wenn es finanziell passt.

Alle drei Mütter sind sich darin einig, dass es nicht zwingend einen Kindergarten braucht, um Kinder gut aufs Leben vorzubereiten und sie stark zu machen. „Ein Kind lernt doch Sozialverhalten nicht dadurch, dass es den ganzen Tag mit Gleichaltrigen zusammen ist“, ist Julia Henricke überzeugt. „Da lernt es allenfalls, sich anzupassen oder die Ellenbogen auszufahren.“ Julia Henricke ist sich sicher, dass sie das Richtige getan hat, als sie ihrem Gefühl gefolgt ist. Dem Gefühl, dass ihre Kinder am entspanntesten sind, wenn sie bei ihren Eltern sind, sich bei ihnen sicher und geborgen fühlen können. Das Lernen ergebe sich dann von ganz allein: Kinder seien von Natur aus neugierig, saugten alles wie ein Schwamm auf. Und auch in ihrer sprachlichen Entwicklung blieben sie nicht zurück, zumal sie den ganzen Tag mit Erwachsenen kommunizierten. Zumal auch die Großeltern aller drei Familien die Enkel gern hüten.

## Nebeneinander von Arbeit und Kindern

Kennengelernt haben sich die drei Weimarer Mütter über die sozialen Medien. Sie alle suchten dort und auch über Flyer nach Gleichgesinnten. Nach Eltern, mit denen sie gemeinsam etwas unternehmen und sich darüber verständigen können, wie man den Tag mit Kindern sinnvoll strukturiert, wie es auch gelingt, sich ein bisschen Zeit freizuschaffen für sich selbst oder für den Beruf. Julia Henricke zum Beispiel hat sich mit Schnittmustern und Nähanleitungen ihres Labels „Textilsucht“, die sie übers Internet vertreibt, selbstständig gemacht. „Dafür habe ich dann vorzugs-

weise nachts Zeit“, sagt sie lachend.

Auch Julia Wittor möchte gern wieder arbeiten – aber eben so, dass es nicht ein Entweder-oder, sondern ein gleichberechtigtes Nebeneinander von Beruf und Kindern gibt: „Ich stelle mir so eine Art Eltern-Kind-Büro vor, in dem Kinder in der Nähe ihrer Eltern den Tag verbringen und die Eltern trotzdem arbeiten können.“

Derzeit sind die Mütter auf der Suche nach einem Ort, an dem sie das praktizieren und Familie und Arbeit in Einklang bringen können. Genaueres über das Konzept ist auf dem neuen Blog Familiengarten.org nachzulesen, der erst seit Kurzem online ist und zum Mitmachen einlädt. Denn auch wenn die Betreuung in der Kita für die meisten Eltern in Ordnung geht und sie ihre Kinder dort gut aufgehoben wissen, so muss das aus Sicht der Weimarer Gruppe „kindergartenfrei“ keine Lösung sein, die für alle gilt. So viel Wahlfreiheit, finden die Eltern, sollte schon sein. Und der Kindergarten eben kein Diktat.

## Auszeichnung für junge Demokratie

Kinder- und Jugendpreis vergeben

**ERFURT.** Der Kinder- und Jugendverein „Römer“ in Zeulenroda-Triebes ist gestern mit dem Kinder- und Jugendpreis 2017 ausgezeichnet worden. Der Verein hatte mit dem Projekt „Mein Recht auf Mitsprache“ eine Initiative zur Gründung eines Jugendparlamentes angestoßen. Kinder und Jugendliche sollen nun mehr als bisher bei kommunalen Entscheidungen mitreden können, hieß es in einer vorab verbreiteten Mitteilung der Paritätischen BuntStiftung und der Sparkassen-Finanzgruppe Hessen-Thüringen, die hinter dem Preis stehen. Für den Erstplatzierten gab es ein Preisgeld von 5000 Euro.

Der Preis wurde von Ministerpräsident Bodo Ramelow (Die Linke) übergeben. „Der erste Preis [...] soll den Verein ermutigen und finanziell unterstützen bei einem Projekt, das für die Stadt und für die Region wichtig und beispielhaft ist“, sagte Ramelow laut vorab verbreiteten Manuskript bei seiner Laudatio.

Zwei weitere Preise, dotiert mit jeweils 3000 Euro, gingen an den Verein „Art der Stadt Gotha“, der das Theaterstück „Die Würde des Menschen ist unfassbar“ auf die Beine gestellt hatte, sowie an den Thüringer Landesverband des Deutschen Kinderschutzbundes für das Projekt „Lebens(t)raum“, bei dem Kinder an der Gestaltung ihres Kindergartenalltages mitwirken können.

Der Wettbewerb stand unter dem Motto „Es ist Deine Zukunft – Mitgestalten ist einfach“. Gesucht wurden Projekte, in denen sich Kinder und Jugendliche mit den Themen Wahlen und Demokratie beschäftigen – und bei denen es auch immer ein Mitspracherecht gab. „Wer spürt, dass seine Stimme zählt, bei dem sind die Grundlagen gelegt, sich auch später in die gesellschaftliche Entwicklung einzubringen“, sagte Ramelow. Fünf weitere Sonderpreise, jeweils dotiert mit 400 Euro, gingen an folgende Projekte:

- „Jugend lebt – Jugend bewegt“ vom Landkreis Sömmerda
- „Lebenswege“ – ein Projekt der „Initiative kinderfreundliche Stadt Jena“
- „Demokratie aktiv erleben“ – ein Radioprojekt von „Mitsprechern e.V.“, Radio F.R.E.I. und der Walter-Gropius-Schule Erfurt
- „Kinder an die Macht“ – ein Projekt der Petrischule Mühlhausen
- „Kommunikation und Medien als Teil der Demokratie“ – von der Staatlichen Regelschule Gerhart Hauptmann Roßleben

## TLZ-GASTBEITRAG

# Die hohen Erwartungen an IQ-Tests sind ein Teil des Problems

Erfurter Diagnostik-Expertin kritisiert die zunehmende Abfrage vermeintlich harter Daten zur Einschätzung des sonderpädagogischen Förderbedarfs bei Kindern

VON DR. SUSANNE WIESE

**ERFURT.** Am besten testen – das ist eine Formel, die in der (sonder-)pädagogischen Diagnostik wieder sehr weit verbreitet ist. Im „Thüringer Diagnostikkonzept zur Qualitätssicherung / sonderpädagogischen Begutachtung“ heißt es: „Die Intelligenzüberprüfung ist fester Bestandteil der Basisdiagnostik!“ Sogenannte „harte Daten“ aus verschiedenen Testverfahren sollen durch „weiche Daten“ wie Gespräch, Befragung und Beobachtung nur noch ergänzt werden. Mit den daraus zu entnehmenden Schlussfolgerungen, so die mathematisch standardisierte Gleichung, lasse sich nicht nur die Intelligenz eines Kindes erfassen, sondern auch der individuelle Förderbedarf in unterschiedlichen Bereichen nachweisen und ableiten.

„Wunderbar berechenbar“, möchte man sogleich mit dem Mathematiker Schott (1608-

1666) ausrufen. Normierte Tests erscheinen bereits als Garant für Objektivität und Qualität der Ergebnisse. Mit Durchführungs- oder Interpretationsfehlern scheint man, was sehr verwundert, nicht zu rechnen. Als Voraussetzung für die individuelle Förderung der Lernentwicklung eines Kindes erzeugt die in der sonderpädagogischen Praxis anzutreffende Testeuphorie eher Unbehagen als Optimismus. Was ist beispielsweise der IQ überhaupt für ein Maß, der da als „objektiv“ gepriesen wird?

Immerhin gibt es unter Wissenschaftlern bis heute kein einheitliches Konzept über Intelligenz, weil es auch keine einheitliche wissenschaftlich gestützte Theorie über die Funktionsweise des menschlichen Gehirns gibt. Daraus ergibt sich, dass es keine generelle Intelligenz als messbare Größe geben kann. Was ein Test misst, könnte folglich bestenfalls ein Mangel beim Kind sein. Damit würde aber ausgerechnet

die sonderpädagogische Diagnostik, auf deren Qualität die individuelle Förderung für jedes Kind aufbauen soll, zur normativen Abgrenzung beitragen.

Ist es nicht fragwürdig, dass zu mehr Qualität der individuellen Förderung beigetragen werden kann, indem sonderpädagogi-



„Werden die neuen Probleme, die mit dem Recht auf Inklusion entstanden sind, so umdefiniert, dass sie zu alten Strategien passen?“

Dr. Susanne Wiese, IpD Erfurt

sche Diagnostik den Anspruch postuliert, nicht nur zu wissen, was menschliche Intelligenz ist, sondern es auch vermag, diese mit einer Zahl, dem Intelligenzquotienten, zweifelsfrei errechnen und erfassen zu können? Der Reiz von Zeitersparnis und Vergleichbarkeit „harter Daten“

mag große Erwartungen wecken; sie können, was die Qualität der individuellen Förderung eines einzelnen Kindes in der täglichen Praxis angeht, nicht erfüllt werden. Testen verbessert per se keinen Unterricht. Und ein besonders wichtiger Aspekt lässt sich nicht standardisieren:

der-)Pädagogen unterscheidet sich von benachbarten Disziplinen wie Medizin oder Psychologie; und das professionell sonderpädagogische Agieren etwa im Unterricht oder bei der Einzelförderung ist nur in einem sehr geringen Maße zu standardisieren. Was steckt also wirklich hinter der wellenförmig auftretenden Renaissance von (Intelligenz-)Tests innerhalb der (sonder-)pädagogischen Diagnostik? Werden nicht die neuen Probleme, die mit dem Recht auf Inklusion entstanden sind, so umdefiniert, dass sie zu den alten Strategien passen? Soll etwa mit dem Ruf nach Intelligenztests „für alle“ der Mangel personeller und finanzieller Ressourcen für die nur scheinbar aufwendigere pädagogische Diagnostik kompensiert werden, die nicht nach Defiziten, sondern nach Bedürfnissen und Potenzialen eines Kindes sucht?

Das bestehende Problem einer Qualitätssteigerung in der

sonderpädagogischen Diagnostik und der sich daran orientierenden individuellen Förderung wird sich nicht durch die inflationäre Anwendung standardisierter Verfahren auflösen lassen, vielmehr wird diese Erwartung zum Teil des Problems. Die Pädagogik ist eine Beziehungswissenschaft. Diese Beziehung lebt vom positiven Lehr-Lern-Dialog mit jedem Kind, dessen Lernen wiederum immer kontextbezogen ist. Es steht unter anderem in Wechselwirkung zu seinen konstitutionellen Voraussetzungen und zu seinem gesamten Umfeld. Kindliches Lernen ist im Einzelfall folglich kaum objektivierbar. Neurowissenschaftler sagen zudem, dass Intelligenztests nie differenziert genug sein können, um das komplexe System Intelligenz wirklich zu erfassen. Es geht keineswegs darum, eine sorgfältig vorbereitende quantifizierende psychologische Diagnostik pauschal abzulehnen. In der sonder-

pädagogischen Diagnosepraxis sollte sie bei begründetem Bedarf als ergänzende Expertise der Nachbar-disziplin hinzugezogen werden. Demgegenüber sollten aber sonderpädagogisch spezialisierte Lehrpersonen vielmehr darin bestärkt werden, ihre besondere professionelle pädagogische Expertise auf das zu richten, was sie besonders gut können (müssten): die Bedürfnisse eines Kindes in seinem jeweiligen Lern- und Lebenskontext zu erkennen und methodisch, didaktisch und pädagogisch angemessen darauf zu reagieren. Das wäre ein spürbar wirkungsvoller Beitrag zu mehr Qualität der sonderpädagogischen Diagnostik und in der individuellen Förderung.

- TLZ-Gastautorin Dr. Susanne Wiese leitet das Institut für pädagogische Diagnostik (IpD) in Erfurt, (0361) 6 54 55 65. Mehr Infos unter [www.lernen-verstehen-foerdern.de](http://www.lernen-verstehen-foerdern.de)